Dorothea Franck

WELTINNENRAUM (Vortrag Jean Gebser-Gesellschaft, Bern 11.11.2023)

ÜBER DIE TRANSFORMATIVE KRAFT DER POESIE

wie gelingt es den Wörtern
uns die Schlafenden
in die Nähe des Wachseins
zu führen ohne
es zu benennen? F. Dodel Nicht bei Trost, Zeile 51290

Warum lesen oder schreiben wir Gedichte?

Meine Küchenwand ist vollgeklebt mit Postkarten, Zeitungsfotos, Gedichtzeilen und Schlagzeilen, mit Sprüchen, die ich witzig oder wichtig finde. Bein Vorbereiten dieses Vortrags hing vor meiner Nase Novalis:
"Hätten die Nüchternen einmal gekostet, alles verließen sie und setzten sich zu uns an den Tisch der Sehnsucht, der nie leer wird."
Dann las ich in der Zeitung von einem Arzt, der sagt, ein Alkoholiker habe ein Loch in der Seele. Daher könne sein Durst nie gestillt werden. Ich meine aber: wir haben alle ein Loch in der Seele, und wer das nicht spürt, tut mir leid. Es ist das unstillbare Verlangen nach Sinn, nach Augenblicken von Intensität und zugleich nach Geborgenheit in einem großen Zusammenhang. Das Problem ist nicht das Loch, das ist ja eine Öffnung, sondern dass wir es mit ungeeigneten Mitteln zu füllen versuchen. Wir müssen es zuerst einmal spüren, bevor wir nach Antworten greifen.

Für Manche unter uns sind Dichtung, Kunst, Musik unverzichtbar, um damit in Kontakt zu sein. Für einen Moment gibt es da eine Ahnung von Ganzheit, in der die verstörende Geschiedenheit von Form und Inhalt, von Körper und Geist und von Außen und Innen aufgehoben ist.

Es heißt ja, dass es in der Dichtung - letztlich - immer nur um zwei Dinge gehe: um die Liebe und den Tod. Da mag etwas dran sein, aber etwas anderes - speziell in der Lyrik - ist mindestens so wichtig: aufmerksame Gegenwart. Die ist uns nicht automatisch gegeben. Dazu braucht es

seelische und sinnliche Offenheit, eine Qualität der Präsenz und Selbstwahrnehmung, die Innen und Außen verbindet.
Liebende schauen voraus, Sterbende schauen zurück. Die poetische Blickrichtung ist aperspektivisch, also nicht auf eine Ausrichtung der Perspektive fixiert. Sie ist beweglich aber rundum in der Gegenwart, - in Gebsers Worten: integral. Das setzt ein besonderes Bewusstsein voraus.

Unser Bewusstsein ist eine vielschichtige Angelegenheit. Die Phasen der Bewusstseinsentwicklung, die Gebser in kulturphilosophischer Breite und Tiefe darstellt (Sie kennen sie: die archaische, die magische, die mythische und die mentale) – sollte man nicht als überwundene, schon gar nicht als z.T. „primitive" Entwicklungsphasen missverstehen, sondern als Schichten unseres Bewusstseins, die immer in uns anwesend sind, aber je nach Kultur und Epoche, nach individueller Persönlichkeit und Situation mehr oder weniger entwickelt sind. Sie sind ein Potential, das immer da ist. Auch innerhalb unseres Lebens – ja, innert eines Tages ändert sich, was in uns vorherrscht.
Die Zeit ist seit Gebser nicht stehengeblieben. Die Vorstellung einer allmählichen kollektiven "Höherentwicklung", die in der Vergangenheit in unserer Kultur fast selbstverständlich war (Man denke an Hegel, Darwin, den Evolutionsgedanken allgemein...), wurde in letzter Zeit mehr und mehr in Frage gestellt, u.a. durch neue Ausgrabungen prähistorischer Funde und der zunehmenden Würdigung indigener Kulturen und Kulturtechniken, gerade auch im Zusammenhang ökologischer und gesellschaftlicher Verwerfungen. Ein Wissen und Handeln, das ein symbiotisches Verhältnis zur umgebenden Natur und einen kooperativen Umgang mit sozialer Komplexität und Diversität hat, ist alles andere als "primitiv"; im Gegenteil, jetzt werden wir von diesen uns scheinbar so fremden Kulturen lernen müssen. *

Ich sehe an vielen Orten eine zunehmende Hinwendung zu der Art von geistiger Einstellung, auf die das ganze Werk Gebsers hinarbeitet und die er das integrale Bewusstsein nannte. Er charakterisiert es u.a. mit folgenden Begriffen: gegenwärtigend, konkretisierend und integrierend. Der Bezug zur Poesie ist offensichtlich. (Synopsis am Ende von *Ursprung und Gegenwart* UuG 696)

Viele sind sich heute der Dringlichkeit einer Wende bewusst, die Gebser luzide angekündigt hat: eine tiefgreifende kulturelle Transformation hin zu einer Kultur der Offenheit und multi- oder aperspektivischen Sichtweise.

Das Entscheidende für uns ist nicht eine perfekte Analyse dieses Transformationsprozesses, er ist ja gerade erst im Gange. Es geht darum, die Erkenntnis zu leben. Dazu braucht es nicht nur Klugheit sondern Weisheit und vor allem Übung. Weisheit geht immer in Richtung einer Öffnung. Differenzierte Offenheit ist die Richtung der Transformation, die unsere Zeit uns gebietet. Wie können wir uns darin üben? Wir brauchen "tools", möglicherweise auch aus anderen Kulturen aber natürlich auch aus unserer eigenen Kultur.

Jean Gebser zeigt die entscheidende Rolle von Kunst und Poesie im Prozess dieser Transformation. Und er gibt auch konkrete Beispiele von Künstlern und Dichtern, die sich schon verwandeln ließen und somit uns vorausgehen. So beschreibt er die immense Einwirkung, die Spanien und insbesondere El Greco auf Rilke hatten und spricht über einen Wendepunkt im Leben Rilkes: *„Der Wendepunkt zu sich selber"* 146 ** Die Freundschaft mit Dichtern und Künstlern wie z.B. Lorca waren für Gebser von existentieller Bedeutung.

Mich beschäftigt in letzter Zeit nichts so sehr wie das "Klima" und die Hoffnung auf eine große Wende. Und zwar bedrängt mich nicht nur die äußere globale Erwärmung und Verarmung der Natur, sondern auch die soziale Erkaltung und Polarisierung. Beides sind Formen der Entfremdung durch unterentwickelte Wahrnehmung und mangelnde Empathiefähigkeit, die beide mit einer radikalen Spaltung von Innen- und Aussenwelt zusammenhängen. Und mit einer zeitlichen Kurzsichtigkeit und der daraus entstehenden Hast und geistigen Enge. Der Philosoph Hans Blumenberg schrieb: *Die Enge der Zeit ist die Wurzel des Bösen.*

Ich möchte an Gebsers Gedanken anschließen mit eigenen Erfahrungen von Kunst und Dichtung. Ich kann theoretisch wenig Neues hinzufügen,

ich kann nur bestätigen, dass sie hilfreich sind im inneren Prozess von Wachstum, Öffnung und Transformation. Dazu 5 Hauptgedanken.

1. Durchsichtigkeit und Präsenz

„Poesie ist Mystik für Anfänger" schreibt der polnische Dichter Adam Zagajewski. Wir kennen den vielzitierten Satz von Hölderlin: "*Dichterisch wohnt der Mensch." Was heißt das?* Jean Gebser schreibt in seinem Essay mit dem schönen Titel *Zur Geschichtsschreibung des Unsichtbaren, 1971:*
*„Alle Aussagen der Dichter zeichnet eines aus: sie evozieren die Präsenz eines zeitfreien Ursprungs, die das sichtbare Geschehen begründet und durchwirkt. Sie machen unsere Teilhabe am immer gegenwärtigen Ursprung offensichtlich." S. 91**

Gebser spricht offensichtlich aus Erfahrung. Dichtung eröffnet einen - sehr persönlichen - Zugang zur Transzendenz, sie ist keine (philosophische oder gar theologische) Spekulation. Sie lässt etwas Unbenennbares durch das Konkrete hindurchschimmern, beruhend auf sensibler Wahrnehmung, Geduld zur Anschauung, Präsenz. Dichtung zeigt er-lebte Wirklichkeit: einen integralen Wahrnehmungsraum jenseits der linearen Zeit. Gebser zitiert Lorca in seinen Erinnerungen:

Auf die Frage, was Dichtung sei, antwortete er: „Was könnte ich schon über Dichtung sagen? Was könnte ich von jenen Wolken, jenem Himmel sagen? Schauen, anschauen, sie anschauen, ihn anschauen und weiter nichts …. Weder du noch ich noch irgendein Dichter weiß, was Dichtung ist. Sie ist da: schau hin!" 186 Lorca sagt also: vertrau auf deine Wahrnehmung, die Unmittelbarkeit der Evidenz, ohne Benennung oder Erklärung.

Rilke und Hölderlin sind Dichter, die diese Transparenz - oder in Gebsers Worten „Diaphanität" - zwischen den dem Sichtbaren und Unsichtbaren besonders eindrücklich zur Sprache brachten. Gebser hat viel über sie geschrieben. Gebser zeigt ganz konkret, z.B. am Satzbau Hölderlins,

den Hereinbruch einer zeitfreien Gegenwart. Er zitiert Hölderlins *„eigene Worte, von denen er sagt, dass sie es verdienen, Wort um Wort gelesen zu werden: „Ich habe es einmal gesehen, das (was) meine Seele suchte, und die Vollendung, die wir über die Sterne hinaus entfernen, die wir hinausschieben bis ans Ende der Zeit, die habe ich gegenwärtig gefühlt. Es war da, das Höchste – in diesem Kreis der Menschennatur und der Dinge war es da."*
Diese Erfahrung blitzt bei Hölderlin immer wieder auf. Bei der Hölderlin-Lektüre in jungen Jahren begegnete ich Zeilen, die ich nicht mehr vergessen konnte, obwohl ich sie nicht verstand. In dem ebenso großartigen wie rätselhaften Gedicht, das beginnt mit *Vom Abgrund nämlich* wird eine Erfahrung in der Natur geschildert:

Ein wilder Hügel aber stehet über dem Abhang
Meiner Gärten. Kirschenbäume. Scharfer Odem aber wehet
Um die Löcher des Felses. Allda bin ich
Alles miteinander. Wunderbar
Aber über Quellen beuget schlank
*Ein Nußbaum und (Holder***) sich. Beeren, wie Korall*
Hängen an dem Strauche über Röhren von Holz,

Mitten in diesem beschreibenden Abschnitt erscheint dieser Satz: *Allda bin ich Alles miteinander.* Die Erfahrung einer integrativen Präsenz, die die „Menschennatur" und die Dinge gleichermaßen umfasst. Das „Höchste" ist nicht „am Ende der Zeit" zu suchen, sondern im Jetzt. Die geistige Bewegung ist nicht eine horizontale, suchende, dem Lauf der Zeit folgend in Richtung eines Jenseits oder einer Utopie, sondern eine vertikale, in die Tiefe der Gegenwart.

Von ähnlicher Potenz war für mich Hölderlins Satz „Lang ist die Zeit. Es ereignet sich aber das Wahre" aus Mnemosyne (1. Fassung), ein Satz mit einer metaphysischen und philosophischen Wucht. Wahrheit ist Wirklichkeit, ist das, was geschieht. Wahrheit ist kein Urteil sondern ein Ereignis. Man könnte auch sagen: ein momentanes Erlebnis, denn es setzt ja ein Bewusstsein voraus, das dessen innewird. Der Satz deutet auf die Erfahrung einer „ursprünglichen Einheit" hin, von der Hölderlin immer

wieder spricht. Auch Gebser verweist ausdrücklich auf diesen Satz. Um ihn zu verstehen, muss man ihn nicht analysieren, sondern „meditieren".

„Das Leben des Geistes ist ein Leben in der Gegenwart" schreibt Gebser in *Wesen und Wandel des Dichterischen* (UuG S. 500) und ähnlich an vielen anderen Stellen, und er führt einen Zweizeiler von Paul Eluard an, der eine vergleichbare Erfahrung ausdrückt:

"Je sens l'espace s'abolir
Et le temps croître en tous sens

(Ich fühle den Raum sich aufheben
Und die Zeit in alle Richtungen wachsen" UuG S. 501

2. Freude am Rätsel

Was in unserer mental fixierten Zeit fehlt, und was wir in so verwirrenden Zeiten lernen müssen, ist das Aushalten von Unsicherheit, auch das Aushalten von Nichtverstehen, das Erkennen der Beschränktheit unseres Verstandes und die Relativität und Einseitigkeit jeder Perspektive.

Dichtung bringt uns eine besondere Art des Verstehens bei. Auch Musik verstehen wir ja, wenn die Wörter teilweise unverständlich sind. Manchmal können auch Lücken im Text oder rätselhafte Passagen besonders faszinieren. (Hölderlin, Bob Dylan). Sicher ist es Vielen von uns schon passiert, dass uns Zeilen von einem Gedicht (oder Song-Text) im Gedächtnis bleiben, auch wenn wir sie nicht recht verstehen. Irgendwann, vielleicht viele Jahre später, erleben wir etwas, das uns diese Zeilen in Erinnerung ruft und plötzlich erscheinen sie glasklar. Manche Sätze führen eine Art Eigenleben, wenn sie sich wie von selbst ins Gedächtnis nisten, ohne dass man zunächst wüsste, warum.
Poesie verhilft uns auch zu einem anderen Verständnis der Sprache. Wie wir seit Wilhelm von Humboldt wissen: Sprache bestimmt unseren Zugang zur Welt. Es liegt an uns, ob dieser Einfluss eine Einschränkung ist oder zu Bereicherung, zu weltanschaulichen Öffnung und Experimentierfreude führt. Wenn sie Resonanzen in uns weckt, kann Dichtung, gerade auch wenn sie rätselhaft erscheint, unser Denken, den

Radius unserer Vorstellungskraft und die Palette unserer Gefühle dramatisch erweitern. Nach Wilhelm von Humboldt gewinnt Sprache erst im Austausch Wirklichkeit. Das bedarf der Bemühung von beiden Seiten, Kommunikation ist kein mechanischer Prozess. Verstehen heißt ja wörtlich: den Standpunkt wechseln können. Das geht nur - mehr oder weniger - begrenzt. Nach Humboldt ist jedes Verstehen auch ein Nichtverstehen! Wer das versteht, hat schon etwas Wesentliches von der Sprache verstanden.

In jeder Form von Kunst können wir dieses Paradox erleben: ein Wiedererkennen von etwas, das wir noch nie gesehen oder gehört haben: wir entdecken etwas in uns selbst, was uns bis anhin unbekannt war. Der Maler Dieter Franck (mein Vater) schrieb in seinem Tagebuch: *„Die Malerei wird immer etwas vom Grunde des Unbekannten heraufholen, was dem Menschen fremd genug ist, um nichts davon zu wissen und nahe genug, um es wieder zu erkennen."* Wir können ohne Weiteres das Wort *Malerei* hier durch Dichtung ersetzen. Literatur schenkt uns oft eine Art *déja vu* Erfahrung. Mir ging das so bei einer Strophe eines Rilke-Gedichts, das uns die großartige Worterfindung „Weltinnenraum" schenkt. Ich zitiere es ganz, obwohl der gefühlige Rilke-Sound mancher Zeilen heutzutage etwas befremdet.

Es winkt zu Fühlung

Es winkt zu Fühlung fast aus allen Dingen,
aus jeder Wendung weht es her: Gedenk!
Ein Tag, an dem wir fremd vorübergingen,
entschließt im künftigen sich zum Geschenk.

Wer rechnet unseren Ertrag? Wer trennt
uns von den alten, den vergangnen Jahren?
Was haben wir seit Anbeginn erfahren,
als dass sich eins im anderen erkennt?

Als dass an uns Gleichgültiges erwarmt?
O Haus, o Wiesenhang, o Abendlicht,
auf einmal bringst du's beinah zum Gesicht
und stehst an uns, umarmend und umarmt.

Durch alle Wesen reicht der eine Raum:

Weltinnenraum. Die Vögel fliegen still
durch uns hindurch. O, der ich wachsen will,
ich seh hinaus, und in mir wächst der Baum.

Ich sorge mich, und in mir steht das Haus.
Ich hüte mich, und in mir ist die Hut.
Geliebter, der ich wurde: an mir ruht
der schönen Schöpfung Bild und weint sich aus.

Aus: Die Gedichte 1910 bis 1922 (München oder Irschenhausen, August/September 1914)

Wir haben hier ein Beispiel erfahrener Augenblicke von Integration: Ich bin der Raum, in dem sich alles, was ich erfahre, abspielt. Dieser Raum mit allem, was sich darin rührt, um erfahren zu werden, ist mein Ich-Raum. Und doch ist dieser Raum etwas Unbegrenztes, er gehört mir nicht allein, es ist der Bewusstseinsraum aller Wesen. *Durch alle Wesen reicht der eine Raum: / Weltinnenraum. Die Vögel fliegen still / durch uns hindurch.*
Einmal vor langer Zeit im Wohnzimmer meines Elternhauses, beim Blick in den großen, von hohen alten Bäumen umgrenzten Garten, den gerade eine Amsel durchkreuzte, durchquerte mich auch dieser Satz. Ich war im Zimmer und ich war der Garten und die Luft, die die Amsel durchflog. "Alles miteinander".

Fühlung? Einfühlung? Nicht wir wollen in die Dinge hinein, die Dinge wollen in uns erlebt werden, sich zeigen, auftauchen und wieder gehen. „Fühlung" ist mehr als Einfühlung, etwas Umfassenderes, es ist Integration in den grenzenlosen Raum des Ichs, der erlebten Gegenwart. *You are the eyes of the Universe* sagt Rumi.

3. Das Konkrete: Fülle und Leere

Das integrative Sein ist keine verzückte *unio mystica,* sondern eine spezielle Wachheit, erlebte Präsenz. Wie aber begegnen sich Inneres und Äußeres?
Werden wir konkret: Wie erlebe ich zum Beispiel die machtvolle Präsenz eines Berges? Ein wunderbares Beispiel für die geradezu körperliche

Erfahrung der Durchdringung von Innen und Außen liefert uns Jon Fosse, der norwegische Nobelpreisträger der Literatur.

DER BERG HÄLT DEN ATEM AN

ein tiefer Atemzug
und dann stand der Berg da
dann standen die Berge da
und so stehen die Berge da

und neigen sich abwärts
und abwärts
in sich selbst
und halten den Atem an

während Himmel und Meer
streichen und schlagen
hält der Berg den Atem an. Übersetzung von Annette Vonberg

Man kann fast nicht anders als auch den Atem anzuhalten um das Berg-Sein zu erfahren. Lyrik ist konkret. Sie redet nicht über die Dinge, sondern durch die Dinge, die Wörter, die Laute hindurch.

Unser Einfühlungsvermögen kennt (im Prinzip) keine Grenzen. Wir können das rätselhafte Sein der Dinge erleben, wenn die Grenze von Innen und Außen durchlässig wird. Dichter machen nachvollziehbar, wie wir zur Landschaft, zum Gegenüber, zum Raum werden, der das erlebte Geschehen beherbergt. Das Sein des Tiers, einer Landschaft, eines Hühnerhofs oder einer Lampe wird lebendig in uns. *Sein* ist ein trügerisches Wort, es wird von den Philosophen verwendet als steifes Substantiv. In der Lyrik (in großer Lyrik) ist es aber ein Verb, ein Geschehen in der ersten Person, ein großes *Ich Bin*, ohne räumliche oder zeitliche Grenze.

Die Durchsichtigkeit kann sich nur manifestieren auf dem Hintergrund einer Sphäre von allesumfassender Offenheit. Die asiatische Philosophie nennt sie *Leere*. Leider ist dieser Begriff sehr missverständlich, Gebser

vermeidet ihn eher. Richtig verstanden zeigt sich aber eine starke Übereinstimmung mit seinen Begriffen von Offenheit und Diaphanität.

(Beim Vortrag weggelassen:)
Nach dem chinesisch-französischen Philosophen François Cheng setzt die Leere *„die lineare Perspektive außer Kraft"*. Er bezieht sich da ganz konkret auf die chinesische Kunst. "Leere" bedeutet: nichts existiert isoliert und unwandelbar, es geht um *„Eine Beziehung des wechselseitigen Ineinanderübergehens, eine aktive Tätigkeit der Leere (keine Neutralität)" (...) „Weil sie (die Leere) allein den Prozess der Verinnerlichung und Verwandlung ermöglicht, durch den jedes Ding, das ihm jeweils Eigene und Andere verwirklicht und zur Ganzheit gelangt."* François Cheng: Fülle und Leere. Merve Verlag 2004, S.54

Die Leere in diesem Sinn ist nicht "leer", sie ist ein *nihilum plenum*, eine Offenheit mit der ganzen Fülle aller Möglichkeiten. Gebser beschreibt die integrale Offenheit mit ähnlichen Worten als *„die Offenheit, die in dem Moment in Fülle umschlägt, da wir wahrnehmen, dass die Sprengung des Raums durch die Zeit nicht zum (leeren) Nihil, dem Nichts oder Nada führt, sondern zur Durchsichtigkeit."*

4. Transparenz und Transzendenz

Transparenz ist vielleicht ein besseres Wort für Transzendenz, wenn wir diese nicht als etwas Jenseitiges sondern als Immanenz, als intensiv gelebtes Da-Sein verstehen. Wie Bruno Latour in einem Interview sagt:

„Die Welt ist nicht so niedrig, dass man sie erhöhen müsste. Sie wimmelt geradezu von Transzendenzen (...) Es gibt keine andere Welt, aber verschiedene Arten und Weisen, in der vorhandenen zu leben."
Bruno Latour (Deutschlandfunk Archiv)

Transzendenz in diesem Sinn braucht keine Religion im traditionellen Sinn oder Vorstellungen eines Jenseits. Das aperspektivische zeitlose Gegenwärtigsein macht auch keinen Unterschied zwischen „Wichtigem" und „Unwichtigen". Es ist Wahrnehmung für alles, was um uns herum und auch in uns vorgeht, kommt und geht. Erfahrungen von Transzendenz, wie sie in dieser Art Dichtung evoziert werden, sind Erfahrungen der Diaphanität.

Wie die alltäglichsten Dinge durch eine demütige Aufmerksamkeit in einem geradezu transzendentalen Glanz erscheinen können, zeigt uns der Dichter William Carlos Williams:

so much depends
upon
a red wheel
barrow
glazed with rain
water
beside the white
chickens

Das "*so much depends*" öffnet eine integrative Geste vom Größten zum Kleinsten. "So much" - also alles hängt von genau diesem Augenblick ab. Ich brauche nichts weiter dazu tun, als den roten Schubkarren vor mir, die weißen Hühner und den Glanz der Regennässe mit meiner Wahrnehmung zu würdigen, als ein Moment einer integralen Wirklichkeit, in der alles zusammenhängt. Was genau von was abhängt, können wir nicht wissen, aber wir können plötzlich die allumfassende Verbundenheit, die "Interdependenz" aller Dinge spüren.

Wir spüren einen Zusammenhang. Da kann sich *„Ein mehrdeutiges / Gefühl der Geborgenheit" einstellen.* Diese treffende Formulierung finde ich bei Franz Dodel, auch hier wieder eingebettet in tastbar konkrete Beobachtungen. Der schön mehrdeutige Titel „Nicht bei Trost" seines Endlosgedicht enthält einen ironischen Hinweis darauf, was wir in der Dichtung finden können: Trost ist angesprochen, aber wir finden ihn nicht so ohne Weiteres. Wir müssen sozusagen den begrifflichen und eingeschränkten Verstand verlieren, um Trost zu gewinnen.

5. Was tun?

"Es besteht ein stilles Gesetz, dass der, welcher gewisser Zusammenhänge ansichtig wird, es nicht ungestraft bei ihrer Betrachtung bewenden lassen darf. Anders ausgedrückt: werden uns gewisse Zusammenhänge anschaulich, so beginnen sie, das Bewusstsein verpflichtend zu wirken" Gebser, UuG1, 317

Wie werden wir dieser Verpflichtung gerecht? Das muss jeder für sich beantworten. Allgemein möchte ich die Lage aber so beschreiben: Nach dem *linguistic turn* des 20. Jahrhunderts, der uns scharfe sprachliche Reflexion und Analyse gebracht hat aber in der Banalisierung der Digitalisierung an seine Grenze gekommen ist, ist eine andere Wende angesagt: ich nenne die Wende zum Integralen eine poetische Wende. Wenn es eine lebenswerte Zukunft geben wird, wird es eine poetische sein. Das heißt ein lebensbejahender offener Zeitgeist wird unsere Prioritäten umordnen. Poetisches Schreiben gibt es schon. Wir brauchen ein poetisches Leben. Das brächte keine „Umwertung aller Werte", vielmehr eine andere Rangordnung der Werte, die die meisten von uns bereits haben, jedoch unter den bisherigen Umständen kaum konsequent leben können. Ich meine eine säkulare Transzendenz, eine Kultur der Teilhabe, die einen religiösen Rahmen haben kann, aber nicht mehr braucht. Hannah Arendt schreibt in einem Gedicht: "Nüchtern-mystisch, mystisch-nüchtern / Anders ist es nicht zu machen". Hier treffen sich Novalis und Fosse!

Poetisch leben heißt die ununterbrochene Epiphanie der Wirklichkeit vor unseren Augen zu würdigen. Mehr Wahrnehmung, weniger Urteil! Das ist kein süßliches Glück. Es intensiviert nicht nur das Glück, sondern auch den Schmerz. Wenn wir diese integrale Offenheit leben, können wir uns weder vor der Schönheit eines Augenblicks noch vor dem Leiden anderer verschließen. "*Du musst dein Leben ändern*" sagt Rilke angesichts eines großen Kunstwerks. Unser Leben wírd sich ändern.

Ich möchte aber auf einem anderen Ton enden. Was wir gegenwärtig dringend brauchen, ist nicht nur dichterischer "Tiefsinn", sondern auch poetischer Leichtsinn. Toleranz für Absurditäten, Freude an spielerischen Überraschungen, auch die Fähigkeit, sich selbst auf den Arm zu nehmen. Wir brauchen Humor, gerade in düsteren Zeiten.

Unbeschwertheit ist nicht gleich Verdrängung! Zu einer Wende braucht es Wendigkeit, also innere Leichtigkeit und Beweglichkeit. Das ist auch ein Aufwachen! Ich schließe deshalb mit der immer erfrischend unbefangenen Dichterin Elke Erb

Ich wache auf

und finde einen Zettel, auf dem steht:
Ist mir doch egal
Ich lese immer morgens
"der knallblaue Bach"

(mit am Rand
den Vergissmeinnicht).

Und: mein Pferd ist im Stall.
Es ist nicht der Sinn des Pferdes, sich zu zeigen.
Alle Federpracht trägt der Pfau auf dem Rücken.
Er weiß von nichts.

Ich geh Blumen pflücken.
Das ist hier der Fall.

(in Elke Erb, Das ist hier der Fall. Ausgewählte Gedichte. Suhrkamp 2020)

* Vgl. *Sand Talk* von dem australischen Aborigine Philosophen Tyson Yunkaporta, Sand Talk. Das Wissen der Aborigines und die Krisen der modernen Welt, Matthes und Seitz Berlin, Berlin 2021 oder Carel van Schaik & Kai Michel - Die Welt im Krisenmodus, Rowohlt 2023)

** Gebser-Zitate, wenn nicht anders angegeben, aus: *Lass mir diese meine Stimme.* Chronos Verlag, Zürich 2026. Sonst (UuG) aus *Ursprung und Gegenwart, Zweiter Teil, Chronos Verlag Zürich 2015*

*** Ich habe mir erlaubt, hier eine Leerstelle in Hölderlins Gedicht zu ergänzen. "Holder", südd. für Holunderbusch, scheint mir fast zwingend die Lücke im Original zu füllen, weil alles passt: Versmaß, der Strauch, die röhrenförmigen Zweige, die Farbe der Beeren... *Holder* war aber auch ein Name, mit dem ihn seine Freunde riefen. Offene Stellen in Hölderlins Gedichten sind ja häufig, sie sind aber kein Kunstgriff sondern zeigen einfach, wo er noch nicht weiterwusste. Hier aber scheint die Lücke eher Absicht, vielleicht eine Scheu, den eigenen Namen als Wort zu verwenden.